



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Aushändigung des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler
HORST ALBACH an

DURS GRÜNBEIN

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 8. Juni 2009

HANS MAGNUS ENZENSBERGER sprach die Laudatio auf DURS
GRÜNBEIN:

Daß Künstler etwas können müßten, ist keineswegs ausgemacht. Eine derartige Forderung gilt seit Jahrzehnten als Zumutung; im besten Fall wird sie mit einer Nachsicht betrachtet, wie sie altfränkischen Vorstellungen gebührt. Es wäre nicht nur blauäugig, sondern auch kontraproduktiv, diesen Zustand zu beklagen, da jeder Widerspruch unverzüglich als willkommenes Lebenszeichen begrüßt wird.

Der Kunstmarkt ist, wie man weiß, unermüdlich damit beschäftigt, unsere Sehgewohnheiten zu brechen, und damit überhaupt noch jemand hinschaut, hoffen seine Protagonisten inbrünstig, die Außenwelt zu einem matten Protest zu provozieren. In dieser Lage empfiehlt sich deshalb eine eiserne Gemütsruhe, die diese Tricks einfach ignoriert und jedem Glück wünscht, der in Kunstderivate investiert. Die historischen Avantgarden waren zwar jahrzehntelang damit beschäftigt, jede Spur von Metier zu entsorgen, aber den Erfolg, den sie damit erzielt haben, hätten sie sich nicht träumen lassen. Vom Tachismus bis zur Graffitikunst, von der Concept bis zur Earth, Body, Appropriation, Eat und Zero Art hat der Dilettantismus immer neue Triumphe gefeiert.

Nur in der Literatur, einem seltsam resistenten Medium, ist der vollständige Durchbruch bisher ausgeblieben. Heroische Versuche wie der Lettrismus haben sich bald von selbst erledigt. Das liegt vermutlich daran, daß die Sprache dem, der sich ihr anvertraut, mehr Widerstand entgegensetzt als ein Lineal, ein Kopiergerät, eine Neonröhre oder eine Spraydose. Altertümliche Kriterien wie Können und Metier sind der Dichtung offenbar schwer auszutreiben.

Damit komme ich zum Anlaß dieser Betrachtung. Der Autor, den wir heute in unserem Orden begrüßen dürfen, hat schon manchen

Rezensenten dadurch verärgert, daß er nicht nur über ein außerordentliches Talent, sondern auch über ein Können verfügt, um das er zu beneiden ist. Solchen Kritikern ist die Bewunderung, von der Descartes sagt, sie sei die nobelste aller Seelenregungen, naturgemäß fremd. Und siehe da, obwohl Grünbein alle Lobredner der Kunstlosigkeit stört, hat sich in wenigen Jahren ein zahlreiches Publikum gefunden, das seine Arbeit zu schätzen weiß, und dies nicht nur im eigenen Land, sondern auf den meisten Kontinenten, die von Lesern bewohnt sind. Damit erfüllt er nicht nur die Kriterien, an die unser kleiner Club sich seit seiner Gründung zu halten hat, sondern er ist ein lebendes Beispiel dafür, daß es möglich ist, zwischen guter und schlechter Dichtung zu unterscheiden, und daß es nach wie vor viele Leute gibt, die imstande sind, diesen Unterschied zu bemerken. Weit entfernt von der Absicht, etwas noch nie Dagewesenes zu tun, schreibt Durs Grünbein eine mehr als zweitausendjährige Tradition fort, mit der er wie wenige seiner Mitbrüder in Apoll vertraut ist und deren Formen er souverän beherrscht.

Das hat ihn an keiner Kühnheit gehindert; es hat ihn ganz im Gegenteil beflügelt. Die Moderne ist in seinen Augen – ich zitiere – ein »Phänomen des Ungleichzeitigen«, eine Sphäre, in der »Leute wie Archimedes und Einstein oder, um in den Breitengraden der Künste zu bleiben, Dichter wie Ovid und Apollinaire, Künstler wie Vermeer und Kandinsky Zeitgenossen sind. In der Regel ist Moderne die große Glocke, an die man Errungenschaften hängt, die es lange schon gab«.

Erschwerend kommt hinzu, daß Grünbein der Ignoranz und der Dummheit in der Poesie keinen Platz einräumt. Jemand, der es riskiert, ein Versepos zu schreiben, das Descartes zum Helden hat, und in dessen Werk die Wissenschaften eine große Rolle spielen, setzt sich natürlich dem Verdacht aus, er sei schwierig. Diesen gravierenden Vorwurf zu entkräften fällt Durs Grünbein leicht; denn zur allgemeinen Überraschung ist es ein Vergnügen, ihn zu lesen. Wer seine Verse schwerfüßig fände, hätte kein Ohr.

Ebenso souverän wie in der Dichtung bewegt dieser Autor sich in der Prosa. Er ist ein Essayist von hohen Graden, der jedesmal schon mit dem ersten Satz ausgeschlafen wirkt und seine gründlichen Kenntnisse federleicht zu tragen weiß. Daß man es mit einem vorzüglichen Übersetzer zu tun hat, gehört zum Habitus eines solchen Dichters; denn diese Form der Aneignung trainiert die Beweglichkeit, so wie eine gute Beinarbeit die Chancen eines Boxers optimiert. Damit will ich es genug sein lassen. Ohnehin kann eine kurze Rede der ausschweifenden Produktivität Grünbeins nicht Genüge tun, und so möchte ich, um Sie, meine Damen und Herren, zu überzeugen,

lieber den Dichter selber sprechen lassen. Dies sind zwei Strophen aus »Porzellan«, Durs Grünbeins Poem vom Untergang Dresdens:

Wozu klagen, Spätgeborener? Lang verschwunden war
Die Geburtsstadt, Freund, als deine Wenigkeit erschien.
Feuchte Augen sind was anderes als graues Haar.
Wie der Name sagt: du bist zu flink dafür, zu grün.
Siebzehn Jahr genügten, kaum ein Jugendalter,
Auszulöschen, was da war. Ein strenges Einheitsgrau
Schloß die Wunden, und vom Zauber blieb – Verwaltung.
Nicht aus Not geschlachtet haben sie ihn, Sachsens Pfau.
Flechten wuchsen, unverwüstlich, über Sandsteinblüten.
Elegie, das kehrt wie Schluckauf wieder. Wozu brüten?

Ist ein Wunderding, kaum daumennagelgroß, ein Kern,
Ausgespuckt von einem Kirschendieb – mehr nicht.
Hab als Kind ihn lang betrachtet im Museumslicht,
Unterm Lupenglas, ein Kleinplanet, auratisch fern.
Großtat eines Juweliers. Ins harte Holz geschnitzt:
Augen schreckgeweitet, lauter schreiende Gesichter,
Ein Inferno auf der Nadelspritze, Tröpfchen, glitzernd.
Kaum zu fassen, da – in nuce – war verdichtet,
Was der Stadt bevorstand demnächst – zum Emblem.
Dresden selbst war jener Kirschkern, aus dem All gesehn.

Lieber Durs, willkommen in unserer Runde.

DURS GRÜNBEIN dankte mit folgenden Worten:

Einer meiner namhaften Vorgänger hier, der Dichter T. S. Eliot, ein Grande in unserem Fach, hat einst die Behauptung aufgestellt: »Poetry doesn't matter.« Es hat ein Weilchen gebraucht, aber heute würde ich dem widersprechen. Privat und in aller Bescheidenheit, nicht gerade mit der donnernden Gegen-Behauptung: »Ein Volk, das keinen Dichter mehr hat, ist am Ende schon tot und leer ...« Das mag schockierend klingen, aber solche Aussagen hat es gegeben. Ein anderer sprach so, Gottfried Benn, einer, dem die Tore zu diesem liberalen Orden sicher auf lange verschlossen geblieben wären, aus naheliegenden Gründen. Das war im vorigen Jahrhundert, als es hoch herging und vieles noch absolut und endgültig gemeint war. Nun sind wir in einem Zeitalter angelangt, das von sich glaubt, ganz

andere Sorgen zu haben als die Lehren der Poesie. Ökonomische Sorgen, Religionszugehörigkeitssorgen, Sorgen um den Zusammenhalt der Gesellschaft, um die staatliche Fürsorge oder ganz allgemein Zukunftssorgen. Bekanntlich ist die Sorge jene Erscheinung, die als letzte den rauschenden Ballsaal des Kapitalismus betritt. In Goethes »Faust – Der Tragödie Zweiter Teil« schleicht sie als einziges der vier grauen Weiber sich im fünften Akt durchs Schlüsselloch ein, um Mitternacht, wenn der große Unternehmer am Ende seiner Projekte angelangt ist. Dann kommt sie und bläst ihm das Augenlicht aus. »Die Menschen sind im ganzen Leben blind, / Nun, Fauste, werde dus am Ende!« Das ist ein Satz, den nur Dichtung so punkt-genau hat setzen können. Solche brutale Erkenntnis, tröstlich allein durch ihre sprachliche Höchstform: Das ist es, was ich mir unter Poesie immer vorgestellt habe. Sie scheint also doch eine gewisse Rolle zu spielen und mehr als nur eine Rolle, wenn man ihr scharf genug zuhört. Was immer der alte Fuchs Eliot mit seinem Spruch also sagen wollte, ich habe genügend Gegenbeweise gesammelt. Denn Poesie hat buchstäblich mein Leben verändert. Sie hat mich gerettet aus ideologischem Wirrwarr und moralischem Stumpfsinn. Sie hat mich gleichzeitig immun und neugierig gemacht. Immun gegen jedes Heilsversprechen auf Kosten des zerbrechlichen Menschen, neugierig auf alle Wissensformen und die verschlungenen Wege der Empfindsamkeit, die dieser rastlose Mensch sich erfindet. Die Poesie hat mich die Hochachtung gelehrt vor den wahren Errungenschaften der Wissenschaft, und sie hat mich zuletzt auch wieder in die Nähe der Philosophie gebracht. Ich verdanke ihr alles, was ich bin, und das meiste, was ich liebe – und wenn ich es mir recht überlege, sogar meine Frau. Ich möchte nicht wissen, wie anders alles gekommen wäre ohne die Liebe zur Literatur. Und nun hat die alte Wünschelrute mich zu meiner großen Überraschung auch noch hierher gebracht, in Ihre Mitte, liebe Ordensmitglieder.

Ich bin noch nie einem Orden beigetreten. Insofern beschert mir der heutige Tag eine Premiere. Und wie in jede neue Erfahrung stürze ich mich nun auch in diese Hals über Kopf, mit einem Gefühl von Verschwörertum und Geheimlogenzauber. Wer weiß, wie mir geschieht, wenn ich mich erst mit einigen der hier Anwesenden ins Gespräch vertiefe. Ich rechne doch sehr mit dem Austausch von Betriebsgeheimnissen, die einem normalerweise verschlossen bleiben. Ich darf bei dieser Gelegenheit auch andeuten, wie arbeitsnotwendig mir immer das Wissen der Naturwissenschaftler war, wie viel ich den Ansichten der Historiker, Archäologen und Philologen verdanke,

wie beschränkt bloße Wortkunst bliebe, würden dem Autor nicht in den Museen, Galerien und Kinos die Augen geöffnet und im Konzertsaal die Ohren.

Man hält hier, höre ich, immer nur kurze Reden und macht überhaupt nicht viel unnütze Worte. Eine preußische Tugend ist das, der Herkunft des Ordens gemäß. Dies aber mußte vorausgeschickt werden, bevor ich mich mit dem einen, nackten Wort »Danke« vor Ihnen allen verbeuge und diese Ehrung entgegennehme.